



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Berndt, Moritz: Dresdener Zustände in den Jahren 1815 bis 1830.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

fönlich vorstehen, die Zeit nehmen, um jahraus jahrein zu „tagen“ und Gesetze machen zu helfen? Da geht nun durch die ganze Welt und durch Deutschland am lautesten der Jammer, das Ansehen des Parlamentarismus werde herabgewürdigt, und wieder sucht man den Uebelthäter eifrigst an allen Orten, nur nicht da, wo er steckt. Die professionsmäßige Gesetzmacherei, das Fractions- und Cliquenwesen, dazu in manchen Ländern noch die persönliche Ausbeutung der Vertrauens- und Machtstellung: das ist es, was die Bevölkerung gegen den Parlamentarismus eingenommen hat. Diese Mißstimmung kann momentan übertäubt werden, allein sie wird stetig wachsen und das ganze parlamentarische Wesen in Mißcredit bringen, wenn nicht die Parlamentarier selbst zur Einsicht kommen. Ein Radicalmittel giebt es, um zu verhindern, daß die Völker freiwillig auf parlamentarische Controle verzichten: Wiederherstellung eines Systems ständischer Wahlen in zeitgemäßer Form. Wenn man das nicht will, sollte man dankbar der Idee zustimmen, die Vorberathung der Gesetzentwürfe in ad hoc berufene Versammlungen von Fachmännern zu verlegen. Aber dort sollen nur Vertrauensmänner der Regierung zusammenkommen, nicht die Auserwählten der Nation! O über die Spiegelfechtere! Wenn von 1000 Wahlberechtigten sich 300 zur Wahl einfinden, und von diesen 151 ihre Stimme einem Gamin à la Richter oder einem Komiker wie unser Karl Braun oder dem unschuldigen „Dichter“ Träger geben, so sind diese die Auserwählten der 1000. Fene Orthodoxie, welcher das Parlament Selbstzweck ist, so wie viele Leute turnen, um zu turnen, nicht um die Muskeln zu kräftigen und den Blutumlauf zu fördern, verliert von Tag zu Tag an Anhang und steht in Gefahr, dem Schicksal der alten Bureaucratie zu verfallen und zwar je eher, je „consequenter“ sie auf ihrem Schein besteht. Unsere Hoffnung beruht auf der von der liberalen Presse ungelimpften Jugend, die unbeirrt durch veraltete Lehrmeinungen wieder das Banner entfaltet, welches auch über unsern jungen Häuptern wallte, das Banner des Vaterlandes.



## Dresdener Zustände in den Jahren 1815 bis 1830.

Von Moritz Berndt.



er Zeitraum von 1813 bis 1815 war für Sachsen, insbesondere für Dresden, tieffschmerzlich und verlustreich gewesen. Während der ganzen Dauer des Jahres 1813 hatte Dresden eine zahlreiche feindliche Besatzung in seinen Mauern gehabt; dann ward vor seinen Thoren eine blutige dreitägige Schlacht geschlagen, und bis in den November hinein mußte es eine harte Belagerung aushalten. Die Bilder

des größten Sammers, wie sie sich täglich auf Straßen und Plätzen entgegen-drängten, das Nervenfieber, das epidemisch auftrat, das russische und dann das preussische Gouvernement, und endlich die bange Erwartung, was wohl aus dem als erobert behandelten Sachsen werden würde — alles das trug dazu bei, daß die Stimmung in Dresden als eine äußerst ernste, kummervolle und tief herabgedrückte erschien.

Als nun die Entscheidung gefallen und es doch nicht so schlimm geworden war, wie man wiederholt fürchten zu müssen glaubt hatte, als nicht das ganze Land an Preußen fiel, Dresden Residenz blieb und der schwerkgeprüfte König Friedrich August seinem Volke wiedergegeben ward, da machte sich eine Art von Reaction geltend; man athmete wieder auf, und ein sorgenloseres Leben ward wieder begonnen. Dazu kam, daß bei dem gebildeten Theile der Bewohner mehr und mehr die Ueberzeugung Platz griff, daß Sachsen fortan mehr denn je sich durch Ausbildung der Künste und Wissenschaften auszeichnen müsse, da ihm zunächst jede andre Gelegenheit, sich Ruhm und Ansehen zu verschaffen, genommen sei. Und so entwickelte sich denn in literarisch und künstlerisch gebildeten Kreisen ein Leben, wie es vorher nie gewesen war und sich in ähnlicher Weise wohl auch kaum jemals wiederholen wird.

Dies Leben, nur künstlerischen und literarischen Zwecken nebst heiterer, unbefangener Geselligkeit geweiht, hielt sich principiell fern von aller Politik und konnte deshalb auch nur so lange bestehen, als sich politische Fragen nicht aufdrängten, als sich dergleichen noch ignoriren ließen. Sobald das freilich wieder anders wurde, sobald sich die Nachwirkungen der französischen Julirevolution in den Jahren 1830 und 1831 auch in Sachsen, selbst in Dresden fühlbar machten, es zu Straßenkämpfen und zu Blutvergießen kam, da mußte jenes Leben einen Schlag erhalten, von dem es sich nicht wieder zu erholen vermochte. Seinen äußern Verlauf zu schildern, soll im folgenden versucht werden.\*)

Getragen wurde das Leben dieser Jahre von einer Anzahl hochgebildeter Männer, die sich damals in Dresden zusammengefunden und seit dem Jahre 1815 in dem sogenannten „Liederkreis“ enger aneinandergeschlossen hatten. Fast alle Mitglieder waren mit mehr oder weniger Erfolg productiv; allwöchentlich oder doch zweimal des Monats versammelten sie sich, um in froher Geselligkeit gegenseitig mitzutheilen, was neues entstanden war. Diese Vereinigungen fanden reichum statt, und auch die Frauen und erwachsenen Töchter hatten Zutritt. Die Seele dieses literarischen Vereins war Arthur von Nordstern, wie sich Minister von Kostig als Dichter und Schriftsteller nannte. Seine Dichtungen — „Irene,“ ein Friedensepos (1819), „Simmbilder für Christen“ u. s. w. — können nicht für sehr bedeutend gelten; doch sein Eifer und seine Begeisterung für alles Gute

\*) Der Verfasser hat zu dieser Schilderung eine lange Reihe von Biographien, Selbstbiographien, Erinnerungsblättern und Tagebüchern von Zeitgenossen durchgesehen.

und Schöne war umso größer. Auch seine Tochter Clotilde zeigte sich dichterisch thätig; das liebliche, von C. M. von Weber componirte Lied „Schlaf, Herzensböhnchen“ ist z. B. von ihr. Ferner gehörte diesem Bunde an Graf Löben, der weiche, empfindsame Isidor Orientalis, wie er in seiner fruchtbaren poetischen Wirksamkeit sich pseudonym bezeichnete. Schon 1808 hatte er im engsten Anschluß an Novalis einen Roman „Guido“ geschrieben, dem nun eine lange Reihe andrer, auch eine reiche Fülle von Gedichten folgte — Sachen, welche sämmtlich ein ziemliches Formtalent verrathen, gleichzeitig jedoch auch große Gefühlsschwärmerei, Zerfahrenheit und krankhaftes Wesen. Selbst im Leben fehlte ihm die rechte Festigkeit. So konnte ihn ein Pasquill, in welchem sein Dichternamen mit „Morgenländer“ übersetzt wurde, wohl wegen des jüdischen Anstrichs dieses Wortes, aufs tiefste schmerzen.\*) Ferner gehörten Friedrich Kind, der Verfasser zahlreicher Schauspiele, Balladen und Romanzen, heute wohl nur noch als Dichter des Freischütztextes allgemeiner bekannt, und Theodor Hell dem Bunde an. Beide redigirten das Organ desselben, die sogenannte „Abendzeitung.“ Sie trug auf dem Titelblatt eine antike Ampel, die ein kleiner Genius aus einem Krüge füllte, worin man scherzweise eine Anspielung auf die Redacteurs finden wollte: Kind gieße Del in die Ampel, sagte man, damit Theodor hell brenne. Theodor Hell hieß mit seinem bürgerlichen Namen Winkler und war Theatersecretär, später Vice-Intendant und — was beinahe alle diese Dichter waren oder wurden — Hofrath. Als hervorragender, unermüdblicher Uebersetzer französischer Theaterstücke versorgte er die Bühne mit viel leichter Waare. Sein Charakter und seine Gesinnung erschienen bisweilen in etwas zweifelhaftem Lichte. Karl Förster, von 1805—1841 Professor am Königlich Sächsischen Cadetten-corps, in der zeitgenössischen Literatur fast übereinstimmend als der liebenswürdige Förster bezeichnet, galt in dem Viederkreise besonders als Kenner der italienischen Literatur und als trefflicher Uebersetzer des Petrarca. Auch seine

\*) Wie er sein poetisches Dichten und Trachten auch auf die Wirklichkeit übertrug, davon giebt uns ein Ereigniß während des Krieges 1813 Zeugniß. Graf Löben hielt sich damals in Radmeritz unweit Görlitz bei seiner Mutter auf, welche dem dortigen adelichen Fräuleinstift vorstand. Der dort im Quartier liegende russische General St. Priest wolle einen Ball geben, und das ganze Blücher'sche Hauptquartier war in dem Schlosse versammelt. Plötzlich ging die Flügelthür auf, die alte, ehrwürdige Gräfin erschien, ein Theil der Fräulein bildete einen Zug, der nun feierlich — nicht etwa auf Blücher und Gneisenau — sondern auf den in dem Gefolge derselben den Feldzug als Lieutenant mitmachenden und hier mit anwesenden Steffens, den berühmten romantischen Naturphilosophen, losschritt. Die Aelteste sprach zu ihm; dann trat der junge Graf vor und begrüßte ihn als einen poetischen und philosophischen Geistesverwandten aufs feierlichste, ohne zu bedenken, aus welchem Gesichtspunkte solche weidliche Huldigung von Steffens' kriegerischer Umgebung betrachtet werden mußte. Blücher war verdrücklich, die übrigen Offiziere erstaunten und behandelten den ganzen Act mit schärfster Ironie. Steffens selbst aber, der uns in seinem „Was ich erlebte“ von dieser Episode erzählt, fühlte sich aufs peinlichste berührt.

lyrischen Gedichte waren geschätzt; wurde doch noch im Jahre 1878 eine Stelle aus einem derselben in den Zeitungen niemand anders als Goethe zugeschrieben, die schönen, oft als Grabchrift benutzten Verse nämlich:

Was vergangen, kehrt nicht wieder,  
Aber ging es leuchtend nieder,  
Leuchtet's lange noch zurück.

Seine hinterlassenen von seiner Gattin herausgegebenen Tagebuchblätter bilden eine reiche Quelle für die literarischen Zustände Dresdens in diesen Jahren. Eduard Gehe ist wohl nur noch als Dichter des Textes zu der von Spohr, welcher damals einige Zeit in Dresden sich aufhielt, componirten Oper „Tessonda“ bekannt; Advocat Ruhn durch seine Uebersetzung von Camoens' Lusade. Professor Hassé am Cadettenhause, Legationsrath Breuer und etliche andre machten keinen Anspruch als Dichter zu gelten, und so dürfte, um die kurze Revue der Mitglieder des „Viederkreises“ zu beenden, nur noch ein Wort über den Hofrath Böttiger zu sagen sein, der in das ganze damalige literarische Leben tief verflochten ist. Von Weimar, wo er Gymnasialdirector und Oberconsistorialrath gewesen war und mit den Helden unsrer Literatur in lebhaftem Verkehr — wovon z. B. sein Briefwechsel mit Goethe wie mit Schiller zeugt —, mit Wieland in freundschaftlichstem Verhältniß gestanden hatte, war er 1803 als Studiendirector des Pageninstituts nach Dresden berufen worden. Als dasselbe 1814 mit dem Cadettencorps vereinigt wurde, ging er an dieses über und wirkte dort noch bis 1821. Dann wurde er bei einer Reorganisation desselben pensionirt und blieb nur als Oberaufseher eines Theils der königlichen Sammlungen im Staatsdienste thätig. Er galt als einer der gelehrtesten Männer, besonders in philologischen und archäologischen Dingen, und war mit seiner Gelehrsamkeit nicht geizig. Es sei, wurde gesagt, ganz unmöglich, auch nur wenige Minuten lang mit ihm zu verkehren, ohne irgend etwas gelernt oder einen dankenswerthen Dienst von ihm empfangen zu haben. So stand er denn auch mit den Gelehrten halb Europas in lebhaftem Briefwechsel; wenigstens 20,000 an ihn gerichtete Briefe hat er hinterlassen. Durch sein Streben aber, überall gefällig zu sein, beging er manche Tactlosigkeit und Indiscretion, so daß man ihn in Weimar nicht ungern scheiden sah; wenigstens Schiller schrieb bei Gelegenheit seiner Uebersiedlung nach Dresden an seinen Freund Körner: „Zu Eurer neuen Acquisition gratulire ich — uns. Gott sei Dank, daß wir diesen schlimmen Gast endlich los sind, und möge er Euch gut bekommen.“ Als er nach Dresden berufen ward, hatte er eben seine „Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin“ vollendet und ward nun ein eifriger Mitarbeiter an der „Abendzeitung,“ in welcher er die Aufführungen des Theaters besprach. In diesen Recensionen lobte er, um bei niemand anzustoßen, fast überschwenglich, und selbst für die Statisten hatte er bisweilen ein anerkennendes Wort. Thatsächlich

folgte er den Vorstellungen keineswegs immer mit der nöthigen Aufmerksamkeit; ja wenn er so nach seiner Art mit zugekniffenen Augen zuhörte, wollte man sogar behaupten, daß er zuweilen schlafe. Einst saß er im Theater neben der schon ältern Schauspielerin Hartwig. Eine andre, Schirmer mit Namen, spielte eine Rolle, worin jene früher viel Glück gemacht hatte. Den Kopf nach ihrer Seite wendend und seine Hände nach der andern, flüsterte er ihr zu, als die Schauspielerin abging: „Lange, lange keine Hartwig!“ applaudirte aber dabei immer aufs kräftigste. Auch ein allzeit fertiger Redner war er, und oft brachte er bei den Freuden der Tafel sinnige Trinksprüche aus. Einmal spielte ihm dabei seine große Kurzsichtigkeit einen üblen Streich. Bei der Feier des Geburtstages der eben genannten Schauspielerin Hartwig hob er bei Tafel deren Verdienste um die Schauspielkunst sinnreich hervor. Dabei nahm er aus einer ihm nahestehenden Vase eine Rose und verglich damit die Gefeierte. Seine Blindheit ließ ihn aber nicht erkennen, daß die schon halbverwelkte Blume sich während seiner Rede mehr und mehr entblätterte. Am Schlusse reichte er sie der Künstlerin als Sinnbild, und diese empfing die entblätterte Rose lachend mit den Worten: „Lieber Böttiger, ich habe mich stets Ihrer Gunst zu erfreuen gehabt, aber heute erst ist mir klar geworden, wie sehr die Liebe blind machen kann.“ Darauf brach lauter Jubel los, und das Peinliche der Situation war gehoben.

Neben den Männern des „Liederkreises“ gab es aber damals noch manche andre in Dresdens Mauern, die sich mit literarischen Dingen beschäftigten. Zu ihnen gehört vor allen Friedrich Laun, der einst vielgelesene Romane von heiterem Charakter und drei Bändchen noch heute lesenswerther Memoiren hinterlassen hat, und der, im Jahre 1770 geboren, seiner Wohnung gegenüber die grünen und mit Bäumen durchwachsenen, von Eidechsen, Fledermäusen und Eulen bewohnten Trümmer mehrerer im siebenjährigen Kriege abgebrannter Häuser noch jahrelang vor Augen sah; ferner Oberst von Wizleben, der unter dem Namen Tromlitß eine große schriftstellerische Fruchtbarkeit entfaltete, der Artilleriehauptmann D. Schilling, dessen Werke in der Gesamtausgabe, welche von 1810—1822 erschien, fünfzig Bände füllen, und seit 1820 längere Zeit Fanny Arnow, welche erst 1862 in Dessau starb und in deren zahlreichen Romanen unglückliche Liebe und Entfugung eine Hauptrolle spielen. Ganz besonders hervorzuheben ist — wenn auch nicht eben in dieser Reihe — der 1814 von Leipzig an die Dresdener chirurgisch=medicinische Academie berufne, seit 1827 zum königlichen Leibarzt erhobene Professor Carus, der neben seinen bedeutamen medicinischen und psychologischen Studien auch für Poesie, Musik und Malerei lebhaftes Interesse bewies; in der letzteren, besonders in der Landschaftsmalerei, für die er in seinen Landschaftsbriefen den Ausdruck „Erdlebenbildkunst“ vorschlug, war er sehr productiv, und manche seiner Bilder sind sogar in öffentliche Sammlungen übergegangen. Vom „Liederkreis“ hielt er, der Kenner, Verehrer und Freund Goethes, sich ganz fern, was übrigens nicht ausschloß, daß

er mit einzelnen Gliedern desselben, wie mit K. Förster, der ja auch seine drei Briefe über Goethes Faust redigirte, in innigster Freundschaft verkehrte. Er hat eine Selbstbiographie herausgegeben, die viel Interessantes enthält. Im Jahre 1817 kam Karl Maria von Weber nach Dresden, berufen zur Begründung einer deutschen Oper neben der schon lange bestehenden italienischen. In demselben Jahre kam auch Tieck, der Dichter der einst so hoch gefeierten „Urania,“ begleitet von seiner treuen Freundin Elise von der Recke, es kam die Dichterin Helmine von Chezy, die Enkelin der Anna Louise Karsch, welche seit Jahren von ihrem Gatten, dem berühmten Orientalisten Chezy in Paris, getrennt lebte, um hier in Dresden während eines sechsjährigen Aufenthalts ihren Ruhm durch ihre Erzählung „Die Zeit ist hin, da Bertha spannt,“ durch ihr romantisches Epos „Die drei Rosen“ und durch den Text zur „Curyanthe,“ den sie für Weber schrieb, noch zu vermehren. Es kam endlich auch der hessische Gesandte Freiherr von der Malsburg, der sich vor allem in der Traum- und Zaubersphäre spanischer Ritterlichkeit und Gläubigkeit wohl fühlte und als Uebersetzer spanischer Dramen geschätzt wurde. An eines seiner Gedichte: „Ich schau allnächtlich zu den Sternen“ knüpfte Müllner, der vielbesprochene Verfasser der Schicksalstragödie „Die Schuld,“ die witzig sein sollende Bemerkung: „Baron Malsburg schaut allnächtlich zu den Sternen und dichtet alltäglich.“ Zwei Jahre später, 1819, siedelte Ludwig Tieck mit Weib und Kind nach Dresden über; seine Verehrerin, die Gräfin Finkenstein, folgte ihm. Sie bezogen gemeinschaftlich eine Wohnung am Altmarkt, die bald als die Burg des alten Romantikers bezeichnet wurde. Hier entstanden unter andern seine so berühmten Novellen, deren lange Reihe 1821 die „Gemälde“ eröffneten. Auch Graf Kalkreuth, ein Sohn des preussischen Feldmarschalls, des Vertheidigers von Danzig, verlegte damals auf etliche Jahre bis Ende 1826 seinen Sitz nach Dresden, nachdem er durch seinen Roman „Ebba“ eine kurze Berühmtheit erlangt hatte. Der wohlhabende Kunstkennner Quandt siedelte 1822 von Leipzig nach Dresden über, später, 1827, auch Graf Baudissin, als Shakespeare-Uebersetzer neben Tieck und Schlegel zu nennen, der alle die Dresdener Berühmtheiten jener Zeit überleben sollte.\*)

Dem „Viederkreis“ standen diese Fremden sämmtlich nahe bis auf den einzigen Tieck, der ihn mit beißendem Spott verfolgte und ein paar Mitglieder desselben in genialster Weise in der Literatur bloßstellte — Böttiger in seinem dramatischen Märchen „Der gestiefelte Kater“ und in seiner Novelle „Die Vogelscheuche,“ Theodor Hell ebenfalls in der letzteren; Hell figurirte darin als Herr von Lederbrinna, Böttiger als Dr. Ubique. Eine Räucheranstalt nannte er den Verein, in deren Versammlungen jedes Mitglied sein Weihrauchfaß mitbringe, um es vor der Nase des eben vortragenden zu schwingen, jede Dame einen Vorbeer-

\*) Er starb erst am 4. April 1878, 89 Jahre alt.

franz hinter ihrem Stuhl verborgen halte, um ihn gleich bei der Hand zu haben. Lieber hätte er Tabaksrauch eingeathmet, als im „Niederreis“ vorlesen hören. Und doch haßte er diesen, wie man in seinem „Phantafus“ lesen kann, gründlich. Mit Förster jedoch war auch er in Freundschaft verbunden, und mit Böttiger, der ihm seine Angriffe nicht sehr übel genommen hatte, verkam er ebenfalls recht wohl.

Durch diesen Zusammenfluß einheimischer und fremder, größerer und geringerer Talente mußte Dresden bald als einer der Hauptsitze der zeitgenössischen Poesie und Kunst erscheinen, und wenn wir bedenken, daß Tieck, der Altmeister der Romantik, der das Zauberwort derselben, „Waldeinsamkeit,“ geprägt hatte und von dem ihre Parole ausgegangen war:

Mondbeglänzte Zaubernacht,  
Die den Sinn gefangen hält,  
Wunderbare Märchenwelt,  
Steig' herauf in deiner Pracht —

neben Weber stand, der in seinem „Freischütz“ und seiner „Preciosa“ rechte Waldlieder der Romantik schuf und auch in seinen andern Opern, im „Oberon“ und in der „Curyanthe,“ gar wunderbar romantische Töne erklingen ließ, wenn wir ferner bedenken, daß Graf Löben sich in seinen Dichtungen Novalis zum Muster nahm, daß Kuhn und Förster romantische Dichter durch ihre Uebersetzungen in die deutsche Literatur einbürgerten, so begreift man, daß die allerdings schon im Absterben begriffene Romantik in Dresden noch einen Nachsommer feierte. Jedenfalls kam hier die Doctrin dieser Schule, wonach die Poesie den Mittel- und Vermittlungspunkt des Lebens ohne Trennung von Kunst und Wissenschaft bilden sollte, damals zu einer wenn auch abgeblaßten praktischen Geltung, und der gesellige Verkehr richtete sich darnach.

Wie gestaltete sich nun dieser Verkehr? — Des Morgens fand man sich etwa auf der Bildergalerie zusammen; man stand vor der Sixtinischen Madonna, vor dem Zinsgrofchen Titians oder vor der Kreuztragung Paul Veroneses und tauschte seine Ansichten über diese Meisterwerke aus. Tieck trachtete besonders andre in die Wunderwelt Correggios einzuführen und gab manchen Wink zum Verständniß dieses Künstlers, den er Raphael fast gleich schätzte. Ebenso war Quandt ein unterrichteter und interessanter Begleiter durch die Schätze der Gallerie. Man brachte wohl auch Fremde mit, wenigstens wunderte man sich sehr, daß Sean Paul, als er 1822 in Dresden weilte, nicht auf die Gallerie gehen wollte, sondern sagte: „Ich sehe von den besten Werken überall Copien, und so läßt sich jenes entbehren.“

Von der Gallerie eilte man in die Ateliers lebender Künstler, vielleicht in das Kerstings, eines trefflichen, vielfach auch drolligen Mannes, der unter Lügow sich als Oberjäger bei Lüneburg das eiserne Kreuz erworben hatte und dann wieder zu seiner alten Freundin, der Kunst, zurückgekehrt war, seine kriegerischen Erlebnisse theilweise künstlerisch gestaltend, oder in das des gedanken-

tiefen Landschaftsmalers Kaspar David Friedrich aus Greifswald. Friedrich war ein unermüdlicher Mondscheinmaler. Bald sah man von ihm „Das Meer, vom Monde beschienen“ oder „Zwei Jünglinge, die begeistert hinausblicken in die Mondscheinlandschaft“ — „die machen demagogische Umtriebe,“ setzte er wohl ironisch hinzu — oder „Schilf, darin zwei Schwäne im magischen Mondschein schwimmen.“ „Das Göttliche ist überall,“ bemerkte der Künstler erläuternd, „auch im Sandkorn, da habe ich es einmal im Schilf dargestellt.“ „An dem Tage, wo er Luft malt,“ sagte seine Gattin zur Chezy, „darf man nicht mit ihm reden.“ Man besuchte auch den liebenswürdigen, das Deutsch seltsam radebrechenden norwegischen Landschaftler Dahl oder den seit 1821 aus Italien zurückgekehrten Vogel von Vogelstein oder Gerhard von Kügelgen, dem nach einer Bemerkung seines Sohnes überall, wo er sich zeigte, die Freunde und Verehrer wie Thau aus der Morgenröthe geboren wurden. \*) Dann hielt etwa Hofrath Böttiger im Antikencabinet eine kunstmythologische Vorlesung über Pallas, über Artemis oder sprach über andre archäologische Gegenstände. Er führte die Freunde in der Sammlung umher, gelegentlich auch einmal bei Fackelbeleuchtung. Die Fackel des Aufwärters wurde dann, wie Förster bemerkt, zur Prometheusfackel; in ihrem Lichte schien der starre Marmor lebendig zu werden, und die hohen, mächtigen Gestalten traten erst in ihrer ganzen vollendeten Schönheit hervor.

Oder man traf sich im Theater. Ein neues Stück war angekündigt, vielleicht ein neues Trauerspiel von einem der Dresdner Freunde: „Heinrich der Vierte von Frankreich“ von Eduard Gehe — man wollte die Premiere sehen und erwartete den Erfolg mit größter Spannung. Oder das Gastspiel berühmter Künstler regte die Gemüther auf. Sophie Schröder aus Wien, die große Tragödin, gab die Sappho — für sie hatte Grillparzer das Stück geschrieben, und nur von ihr konnte die Rolle so gewaltig gegeben werden. Das unter Goethe in Weimar gebildete, jetzt in Berlin engagirte Wolfsche Ehepaar trat in des Meisters „Sphigenie“ auf. Man war erfreut und verwundert, wie die plastische Großartigkeit des Stückes in ihrem Spiele sich aussprach. Der gehaltene Ton ohne Einförmigkeit, die Ruhe in der Bewegung, die künstlerische Besonnenheit im Momente der höchsten Leidenschaft, die durchaus treffliche Declamation, welche im Parzenliede fast zu einem melodienreichen Gesang wurde, die reine Darstellung der Verse, die vollendete Plastik in Stellung und Geberde, alles zeugte von der großen Schule, in der sie gebildet worden, und war für die Dresdner Freunde ein neuer Beweis, daß Talent und Schule der bloßen Natur gegenüber stets den Sieg davontragt. Das größte Ereigniß aber in der damaligen Theater-

\*) Wie groß und allgemein war die Theilnahme und der Schreck, als die Kunde durch die Stadt lief, daß er unmittelbar vor dem Thore ermordet worden sei! Noch heute erinnert ein kleines Kreuz aus Metall an einem Kastanienbaum der Schillerstraße an die Frevelthat und an die Stelle, wo sie im März des Jahres 1820 verübt wurde.

welt war wohl die erste Aufführung des „Faust.“ Man hatte dazu den 28. August 1829, den achtzigsten Geburtstag des Dichters gewählt. Mit einem Prolog Tieck wurde die Festvorstellung eingeleitet. Es war die Zeit, wo die Intendanz in den Händen erst des Grafen Witzthum sich befand, dann des Herrn von Könneritz, endlich von 1824 an in denen des Kammerherrn von Lüttichau. Schon unter Könneritz erlangte Ludwig Tieck Einfluß auf die künstlerischen Leistungen der Bühne, indem er auf dessen Drängen die Besprechungen der theatralischen Aufführungen in der „Abendzeitung“ übernahm. Theodor Hell, der Theatersecretär und einer der Redacteurs dieses Blattes, mußte ihm aus Rücksicht auf seinen Chef die Spalten desselben öffnen, so ungern er es auch that. So entstand eine Dresdener Dramaturgie, die es verdiente, nicht so ganz vergessen zu sein. Später wurde Tieck mit dem Titel eines Hofraths geradezu Dramaturg, und er blieb bis in die vierziger Jahre von Bedeutung für die Dresdener Bühne.

Nach dem Theater eilte man aber noch ein Stündchen in die italienische Clause, in den Laden des Italieners Chiappone auf der Schloßgasse, um dort bei einem Glase Wein die Eindrücke, die man empfangen, auszutauschen oder auch von andern Dingen zu plaudern und zu scherzen. Da saßen Rind und Weber, innig gesellt, Dichter und Componist, als fühlte jeder, wie viel er dem andern schulde; „denn, sagte man, was wäre Maria ohne Rind?“ Weber gestand selbst oft ein, daß ihm aus dem Freischütztext die Melodien wie von selbst entgegengequollen seien. Freilich überwarfen sich beide dann wegen der Honorarfrage; Weber hatte, wie man scherzte, seine Achillesferse im Geldbeutel. Da saß auch Tieck, ein leidenschaftlicher Verehrer des Austerngenußes, hinter einem großen Haufen von Austeruschalen und hielt einen komischen Vortrag, wie man diesen Genuß durch Raffinement noch steigern könne. Dann Böttiger, der in seiner Art mit geschlossenen Augen kleine Späße erzählte, vielleicht das neueste Bonmot der Chezzy, die neulich von Eduard Gehe gesagt hatte, daß ihm die Muse selbst den Namen gegeben: „Eduard, gehe!“ Bisweilen lachte man auch auf seine Kosten. Hatte er doch in einem seiner jüngsten Hochzeitsgedichte vom Bräutigam drucken lassen: „Wenn er an Ihrer Seite schwitzt,“ statt „sitzt,“ wie auch schon kurz vorher einmal in einem Aufsätze: „Venus wurde von zwei Amerikanern gezogen,“ statt „Amoretten,“ oder gar privilegium Veneris anstatt pervigilium. Böttiger schrieb nämlich eine wahrhaft hieroglyphische Handschrift, und bei seiner großen Kurzsichtigkeit erlebte er so lächerliche Druckfehler wie kaum ein andrer.

An einem Aprilabend des Jahres 1828 hatten sich hier wieder einmal verschiedne von den Stammgästen zusammengefunden, als plötzlich 101 Kanonenschüsse der harrenden Residenz verkündeten, daß dem Lande ein Prinz, der sehnlichst erwartete Thronerbe, geboren sei, der jetzige König Albert. Die Jünger Chiappones erhoben sich, wie wir in Falkensteins schönem Buche vom König Johann lesen, in heiterster Stimmung und zogen nach der Elbbrücke, ließen

sich Champagner bringen und nöthigten die Vorübergehenden, gleichviel ob sie heimisch oder fremd waren, auf die Gesundheit des Neugeborenen anzustossen. Diese improvisirte patriotische Feier kam auch zu Ohren des Vaters, des Prinzen Johann, der sich herzlichst darüber freute, zumal da dabei einige von denen sich betheiligten hatten, welche zu dem Circle gehörten, den der Prinz seit der Mitte der zwanziger Jahre von Zeit zu Zeit bei sich versammelte. Er selbst erzählt von diesen Versammlungen: „Diese Stunden gehören zu meinen angenehmsten Erinnerungen, und sie gewährten mir oft die Vortheile, auf die leichteste Art die Blüthe von manchem, mir fremden wissenschaftlichen Strauße zu pflücken. Außer Miltiz [der Oberhofmeister des Prinzen], welcher die Discussion zuweilen durch paradoxe Aufstellungen belebte, und meinem Bruder [der spätere König Friedrich August], der sich auch meist im Laufe des Abends einstellte, habe ich besonders folgende Mitglieder namhaft zu machen. Ein stehender Gast war der geistreiche und fast in allem Wissenswerthen bewanderte Geheime Legationsrath Breuer, der auch einen rüstigen Kämpfen in der Discussion abgab; nächstdem der lebenswürdige Förster, Lehrer am Cadettenhause, dem ich besonders in den italienischen Studien begegnete; ferner war es der ausgezeichnete, mancherlei Studien liebende, auch musikalisch durchgebildete Regierungsrath Scharfshmidt; der belehrende, treffliche Carus; der Erfinder der künstlichen Mineralwässer Dr. Struwe; der Hofrath Reichenbach, als Botaniker und naturgeschichtlicher Schriftsteller bekannt; der Oberhofprediger Dr. von Ammon und andre Notabilitäten.“ Diese Gesellschaft wurde mehr und mehr, den Studien des Prinzen Johann folgend, eine Academia Dantesca, in welcher dieser seine treffliche Uebersetzung des großen italienischen Dichters, wie sie nach und nach entstand, vorlesen und beurtheilen ließ. So betheiligte sich auch das Königshaus an dem Kunstleben der Residenz durch die Prinzen Johann und Friedrich August, wie dann nicht minder durch die Prinzessin Amalie, die beliebte Schauspieldichterin.\*)

Ludwig Tieck, der wohl auch bisweilen zu der Academia Dantesca gezogen wurde, dankte dies vor allem seiner Meisterschaft im Vorlesen; er hatte dann die Aufgabe, die prinzliche Uebersetzung in ihren einzelnen Theilen zu recitiren. War doch seine Kunst, Dichterwerke, besonders dramatische Stücke unvergleichlich schön zu lesen, weit über Dresdens Mauern hinaus bekannt und gerühmt; ihn gehört zu haben, verlangte man im Auslande von jedem, der Dresden besucht hatte. Oft, zeitweilig fast jeden Abend, sammelte er dann einen Kreis um sich von seinen einheimischen Freunden und von zugereisten Fremden, die sich bei ihm hatten einführen lassen, um seine von niemand wieder, auch von Holtei nicht erreichte Meisterschaft zu zeigen und ein Drama Shakespeares, Schillers oder

\*) Karl Förster aber, der an jenem Aprilabend nicht bei Chiappone gewesen war und die Geburt des künftigen Thronfolgers nicht mitgefieiert hatte, sandte am andern Morgen ein beglückwünschendes Gedicht an den Prinzen, welches dieser mit einem ebenso poetisch gehaltenen als von hoher Vaterfreude und trefflichster Gesinnung zeugenden erwiederte.

Goethes, Holbergs oder Calderons, ein dramatisches Märchen oder eine neu entstandene Novelle von sich selbst oder — doch nur vor Männern — ein Lustspiel des Aristophanes zu recitiren. Dann sammelte sich in seiner Wohnung, wo seine Gattin und die Gräfin Finkenstein die Honneurs machten, die ausgewählte Gesellschaft. Sowie das Zeichen zum Anfang gegeben war, harrete sie stumm und regungslos. In der Mitte des Zimmers befand sich ein Tischchen mit zwei Leuchtern. Da saß, später von langjährigen Gesichtschmerzen fast wie ein Knäuel zusammengezogen, Tieck, mit dem großen bedeutsamen Kopfe, in dem ein paar geist- und seelenvolle Augen sprühten. Mit seinem klangvollen, biegsamen, modulationsfähigen Organe begann er, und er wußte so zu individualisiren, daß die störende Nennung der Personen des Dramas ganz überflüssig erschien. Freilich verlangte er auch die ungetheilteste Aufmerksamkeit, das tiefste Schweigen; Frauen durften sich mit keiner weiblichen Arbeit beschäftigen, das Aus- und Eingehen während der Vorlesung war streng untersagt, und ein Fenster durfte auch bei der unerträglichsten Hitze eines Sommerabends nicht geöffnet werden. So kam es, daß wenn er auch auf den größten Theil seiner Zuhörer einen unwiderstehlichen Zauber ausübte, doch auch manche erlahmten. Darum rieth der Baron von Miltitz allen, starken schwarzen Kaffee vorher zu trinken. „Mir hat, pflegte er scherzhaft zu sagen, der Kaffee bei Tieck schon manchmal durchgeholfen.“ Amalie Wolf, welche bei ihrem Gastspiel in Dresden Tieck hörte, fand eine Tantalusqual darin, in dieser Backofenhitze drei Stunden lang wie eine ägyptische Sphinx dastehen zu müssen vor diesen beiden milden Wachslöchtern, sich nicht rühren, nicht zucken, nicht räuspern, nicht gähnen, nicht schlafen zu dürfen. Bisweilen übermannte doch der Schlaf den einen oder andern Zuhörer, und als z. B. die Schauspielerin Sophie Müller mit ihrem Vater eine Vorlesung des „Macbeth“ bewohnte, war der Vater bald glücklich entschlummert; am Ende aber, aufgeschreckt durch das Stuhlrücken, klatschte er überlaut in die Hände und rief zum Erstaunen der Versammelten mit Stentorstimme: „Bravo, bravo, köstlicher Humor!“ Wehe aber dem Gaste, dem so etwas begegnet war und dessen Verstoß gegen den bei diesen Vorlesungen eingeführten Cultus etwa von der Gräfin Finkenstein unter ihrem grünen Augenschirme hervor bemerkt worden war! Sie, die den Meister dreißig Jahre lang lesen hörte und in ihrer Verehrung für ihn nie eingeschlummert war, verbannte dann den Uebelthäter für alle Zeiten. Besonders traf ihr Zorn die Dichterin Helmine von Chezy, die mit ihrer Unruhe, mit ihrem ganzen genialen Wesen so wenig in diese anständige Gesellschaft paßte und bald auch keine Einladung mehr erhielt.

Wer sich ein paar Stunden in die alte Zeit, „in die Matthijson-Höltysche Seufzer- und Mondscheinpoesie“ versetzen wollte, für den öffnete sich abends 6 Uhr in der Neustadt das Haus an der Elbe, wo Elise von der Necke mit Tiedge wohnte. Von den Einheimischen gingen dort aus und ein beinahe alle Mitglieder des „Liedertreises,“ vor allen Minister v. Kostitz, Graf Löben,

Karl Förster, auch Weber und Dahl und andere, von den Fremden alle literarischen Notabilitäten, doch ebenso auch durchreisende Fürsten und Potentaten, so z. B. die Schwester der Recke, die Herzogin von Kurland und deren Tochter, die Herzogin von Sagan, einmal sogar der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der die Recke noch kurz vor ihrem Tode besuchte. An den gewöhnlichen Empfangstagen erwartete die Baronin, neben Tiedge auf dem Sopha sitzend, die Gäste, und die Unterhaltung war nicht immer sehr lebendig. Oft fand sich dann uneingeladen die Langeweile ein, und oft konnte nur die abgöttische Verehrung, die Tiedge bei Frau von der Recke genoß, ein Lächeln auf das Antlitz der Gäste locken. Freilich wußte man sich auch bisweilen des Aergers nicht zu erwehren, denn in der Literatur gab es für die Baronin nichts als Tiedges Urania. Komisch war es dabei, daß Elise nichts genießen wollte, wenn nicht ihr verehrter Freund seinen Theil davon hatte, und als einmal ihre Kammerfrau — es war bei dem Besuch der Henriette Herz — ihr Pillen reichte, kispelte sie in süßem, bittendem Tone: „Bodapilla, Tiedge auch eine Pille.“ Noch über ihren Tod hinaus wollte sie für ihn sorgen und bestimmte testamentarisch, daß, falls sie vor ihm sterbe, er in ihrem Hause und ganz in der gewohnten Weise fortleben sollte. Und wirklich war ihm beschieden, noch acht Jahre seine Gönnerin zu überleben. Da wurde es freilich stiller und stiller um ihn, und die Besucher, die sich allmählich feltner einfanden, glaubten sich in dem altmodischen Zimmer mit dem in den neunziger Jahren stehenden Greis in eine längst vergangne Zeit versetzt; die an den Wänden hängenden Porträts von Göttingh, Hölty, Gleim, Bürger und den Stolbergen verstärkten diesen Eindruck.

Tieck und Tiedge, beide an einem Orte, beide aufgesucht von Fremden und hochgefeiert als Dichter — es konnte nicht ausbleiben, daß das zu mancherlei Verwechslungen führte. Tieck war darüber oft ärgerlich, doch sagte er dergleichen wohl auch von der heitern Seite; so in jener Gesellschaft, wo ein in der Literatur nicht eben bewandter Arzt Tiecks Wohl ausbrachte mit den Worten: „Vivat Dranien!“ Allgemeines Staunen. Endlich unterbrach Tieck die peinliche Stille, welche nach dem räthselhaften Toast eingetreten war, und sagte: „Das war ein großer Held, den können wir wohl leben lassen.“ Dann stellte sich heraus, daß der arme Doctor Tieck und Tiedge, Dranien und Urania verwechselt hatte.

Aber noch andre Kreise öffneten sich dem künstlerischen, poetischen und wissenschaftlichen Dresden. So jener Dienstagabend bei Therese Aus dem Winkel, der Dichterin, Malerin und Harfenvirtuosin. Diesem Verein wurde einst eine überraschende Freude zu theil. Am 7. October 1817 kam Frau Helmine von Chezy mit ihren beiden Knaben aus Berlin abends in Dresden an, und als sie hörte, daß bei Therese Aus dem Winkel, die sie in Paris hatte kennen lernen, Empfangsabend sei, machte sie sich mit ihren Spröß-

lingen an der Hand noch in ihren Reifelleidern auf den Weg zu ihr. Therese bewohnte ein niedliches Haus im sogenannten italienischen Dörfchen an der Elbe. Ohne sich anmelden zu lassen, erschien Helmine mit Wilhelm und Max plötzlich inmitten des Kreises. Gegenwärtig waren außer Therese deren Mutter, die achtzigjährige Matrone Frau Oberst Aus dem Winkel, der Graf Löben, Baron Malsburg und die Dichterin Louise Brachmann, die „deutsche Sappho,“ wie man sie später um ihrer Dichtungen, ihrer Lebensschicksale und ihres freiwilligen Todes wegen nannte, den sie bei Weißenfels—Leukopetra — in den Wellen der Saale suchte. Herzlich begrüßt — denn auch Graf Löben war der Chezy schon bekannt von Heidelberg her, das er 1814 als Offizier beim sächsischen Banner berührt hatte —, war sie bald vollkommen zu Hause und trug etliche ihrer neuen Balladen vor. Auch Louise Brachmann las ein Gedicht, und Therese spielte eine gefühlvolle Phantasie auf der Harfe. „Unser aller Stimmung,“ schreibt die Chezy noch in hohem Alter in Erinnerung an diesen Abend, „war feierlich, vor allem die des Grafen Löben, der überhaupt ein Fremdling auf dieser Welt war und blieb.“ Da ward man auf einmal durch einen harten Fall aus der Ueberschwenglichkeit in die Wirklichkeit zurückgerufen. Der arme Max war auf dem Stuhle eingeschlafen und fiel herab von seinem Sitze. Doch ließ man sich dadurch nicht lange stören; der Knabe wurde in eine Sophaede gelegt, und die Gesellschaft nahm ihren Fortgang, bis sie durch die alte Winkel aufgehoben wurde.\*)

Später, als sich Helmine durch ihre vielfach Anstoß erregenden Manieren mit Therese entzweit hatte, eröffnete sie selbst in ihrer Wohnung einen solchen Salon. Auf Ausschmückung desselben — so erzählt ihr Sohn Wilhelm, der noch im Mannesalter nicht vergessen konnte, wie vernachlässigt seine Erziehung gewesen — war sie nicht weiter bedacht. Ein Sopha, sechs Stühle und ein Theetisch, vier Rohrseffel und ein Küchenstuhl, wenn mehr als erwartet waren, kamen, bildeten den Hauptbestandtheil des Meublements. Theetassen waren jedoch in genügender Menge vorhanden, freilich in etwas bunter Zusammenstellung, denn es waren alles gespendete Andenken. Reichten sie aber einmal nicht aus, so verschmähte man auch nicht, den Thee aus Bier- oder Weingläsern zu trinken. Sein Butterbrot langte man sich von dem aufgestellten Teller, und wer zufällig kein Böffelchen bekommen, rührte mit dem Butterbrot seinen Thee um.

\*) Therese Aus dem Winkel erreichte ein hohes Alter. Als im Jahre 1863 die Malerin Louise Seidler sie noch einmal in Dresden besuchte, fand diese sie in der nämlichen Weise wie vor Jahrzehnten. „Das eigne Lockenhaar war durch eine blonde, mit Sammetband umschlungene Perrücke ersetzt. Der Rücken war zwar etwas gekrümmt, doch der weiße Spenser schmückte ihn wie vordem; auch der schwarze Rock fehlte nicht. Als wäre das hinabgesunkene halbe Jahrhundert nicht gewesen, lebte sie noch in ihrem Häuschen; wie früher umgab sie das mit grauer Delfarbe und grünen Linien angestrichene bescheidne Mobiliar; freilich war es mit ihr veraltet, aber es stand in Harmonie mit seiner Besitzerin.“

Im „Liederkreis“ machte man wohl etwas mehr Ansprüche, allein auch hier war man noch sehr bescheiden und unterhielt sich dabei doch aufs trefflichste. Außer den periodisch wiederkehrenden Abenden kam man wohl auch in kleineren Circeln zusammen, um mit vertheilten Rollen zu lesen, so bei dem Grafen Kalkreuth, bei der Gräfin Schweinitz und bei anderen mehr. Den Silvesterabend aber verbrachte man gewöhnlich gemeinschaftlich. Manches Schöne ward dann geboten, sinnreiche Spenden ausgetauscht und ernste und heitere Trinksprüche wechselten in dem heitern Kreise. Ebenso ließ man die Geburtstage, wenigstens der hervorragendsten Glieder des Vereins, nicht ohne allgemeine Feier vorübergehen. Das Geburtstagskind wurde beschenkt, und Abends waren die Freunde im Hause desselben in fröhlicher Geselligkeit vereinigt. Im Sommer machte man gemeinsame Ausflüge. Man fuhr in blumengeschmückten Kähnen die Elbe entlang, und ein geistvoll heiteres Gespräch begleitete die Ruderschläge. Dann erzählten Kind oder Weber Novellen aus dem Stegreif, von denen die des letzteren oft reich an attischem Salze waren. Oder der sanfte Ton von Waldhörnern zitterte über die verglimmende Fläche des Stromes, und Weber — wie sein Sohn berichtet — intonirte mit seiner schwachen, aber wohltonenden Stimme die Lieder, in welche die Andern einfielen, oder er sang allein zur Guitarre, in seiner Zauberweise nach Gefallen Lachen und Thränen hervorlockend. Oder Friedrich Laun erzählte — mit Apel in Leipzig gab er ja das Gespensterbuch heraus — Gespenstergeschichten, die er alle selbst erlebt haben wollte, und wenn das Grausen der Frauen aufs höchste gestiegen war, schloß er wie Aennchen im Freischütz mit einem Kettenhund. Auch zu Wagen unternahm man gemeinschaftliche Ausflüge und besuchte in einer langen Reihe stattlicher Landdauer die Freunde auf ihren Landsitzen. So fuhr man nach Hosterwitz, wo in dem Bauernhause, das heute mit einem Medaillon geziert ist, Weber während des Sommers mit Weib und Kind, mit einem großem Jagdhunde, mit einem Raben, der „Guten Abend“ rief, einer schönen Cyperkatze und einem kleinen Kapuzineraffen Haus hielt und den Mergel vergaß, der ihm vielfach und besonders durch den Kapellmeister der italienischen Oper Morlacchi bereitet wurde. War er nicht in der Meismühle, um mit den Bauern Regel zu schieben, oder streifte er nicht in der Umgegend umher, so überraschte man ihn vielleicht, wie er im Schweisse seines Angesichts sich abmühte, aus Gurt und Bindfaden ein Geschirr zu fertigen, worin der Hund den kleinen Sohn, die Katze und den Affen spazieren fahren sollte. Oder Wilhelmine Schröder, das schöne, lebhafteste, mit allen Gaben ihres Berufs verschwenderisch ausgestattete Mädchen, die damals am Beginn einer glänzenden Laufbahn stand, haschte sich wie ein Kind mit den Thieren im Garten umher oder saß zu den Füßen der Gattin Webers auf dem Rasen und sang mit ihr zur Guitarre. Auch weiter gehende Ausfahrten kamen wohl vor. So begleitete man einmal Freund Duandt auf seine neue erkaufte Besitzung Dittersbach an der Wesenitz und betheiligte sich

dort an dem Guldigungsfeste, dann wieder später an der Grundsteinlegung seines neuen Schlosses, das Quandt auf einem in einer Kapsel geborgenen Briefe Goethes aufführen ließ. Wie herzlich wurden aber auch von diesem Kreise Besuche ausgezeichneter Fremder aufgenommen! Und Besuch kam wohl das ganze Jahr über. Alle literarischen und künstlerischen Größen berührten Dresden und grüßten das Handwerk. Es waren Namen unter ihnen von bestem Klange: Heeren und Dittfried Müller, Schleiermacher und Blumenbach, Thiersch und Schadow, Ofen und Raumer, Ranke und Alexander v. Humboldt, Gottfried Hermann und wiederholt auch Hegel. Von Dichtern kamen Müllner und Mahlmann, Immermann und Andersen, Chamisso, der Weltumsegler, der aber doch noch nicht in Dresden gewesen war, und Wilhelm Müller, der hochgefeierte Dichter der Griechenlieder; Matthiesson erschien wiederholt, auch Dehlesschläger, der „nordische Sängerkönig.“ 1823 streifte auch Grabbe Dresden, um Tiecks Vermittlung nachzusehen bei seinem Versuche, Anstellung beim Theater zu finden. Tieck vermochte nichts für ihn zu thun, und so trieb er weiter, seinem schrecklichen Untergange zu. Auch Wilhelm Hauff sprach 1826 auf seiner Reise ein und schrieb von Leipzig aus an einen Freund, nicht ganz zutreffend: „Was für einem Anblick gehe ich in Dresden entgegen! Da sitzt Tieck, der herrliche Tieck, bei dem ganz Deutschland in die Schule gehen sollte, allein und verlassen! Niemand glaubt an ihn, niemand will etwas von ihm. Gegenüber tanzt das Gnomen- und Zwergvolk um den Abendzeitungsgott Theodor Hell, machen Sonettchen und Glossen, Dramachen, Lustspielchen, Triolettchen, quaken lustig im Sumpfe und halten sich für ganz tüchtige Nachtigallen, weil es immer einer dem andern versichert, mit der Voraussetzung, der andre fahre retour.“ Friedrich Schlegel kam noch einmal zu Ende des Jahres 1828, um Vorlesungen über Lebensphilosophie zu halten. Mehr denn je erschien „der Oberpriester aller philosophischen, politischen und poetischen Mystiker“ von dunkler Prophetik erfüllt, sprach bisweilen glänzend, öfter sophistisch, unklar und verworren, und so war er wohl mehr Gegenstand der Neugier als der wahren Theilnahme. Er erkrankte in Dresden und starb am 10. Januar 1829. Am meisten wurde Jean Paul gefeiert, als er 1822 auf fünf Wochen in Dresden verweilte. Festmahl auf Festmahl folgte ihm zu Ehren, bei Frau von der Necke, bei Graf Löben, bei Baron Malsburg, bei Kuhn, bei Förster u. a., auch bei der Chezy. Als er bei der Chezy dinirte, wo er die Elbbrücke überschauen konnte, bemerkte er, hindeutend auf das dort herrschende Treiben: „So habe ichs gern, man sieht den Lärm und hört ihn doch nicht.“ Doch schlug er auch gelegentlich ein ihm zu Ehren veranstaltetes Gastmahl aus, wenn er etwa fürchtete, seinen Pudel Ponto, den er sehr liebte, nicht mitbringen zu dürfen, so beim Grafen Kalkreuth. Auch nach Pillnitz zu dem Prinzen Johann ward er beschieden. Bei seiner Rückkehr äußerte er: „Die Welt muß einem immer lieber werden, da es darin Prinzen von solchem Geiste, von solchen Gesinnungen und Kenntnissen giebt, wie ich heute einen kenne und

lieben lernte.“ Des Abends war er fast immer auf der Brühl'schen Terrasse zu finden, und so verstärkte sich die dort gewöhnlich versammelte Gesellschaft durch die Hoffnung, ihn zu sehen. Es war ihm ein besondrer Stuhl vorbehalten, der in der Regel von Frauenhänden mit Blumenguirlanden geschmückt erschien. In der Terrasse erblickte er, wie er später schrieb, „die himmlische Stätte wahrer Lenz- und Sommerabend-Feier, eine Naturvesperkirche“ und erfreute sich von hier aus an der wunderbaren Aussicht und an dem regen Leben und Treiben auf dem Strom und auf der Brücke, die er „den Triumphbogen Deutschlands“ nannte. Die fünf Wochen in Dresden bildeten übrigens den letzten Lichtblick in Jean Pauls Leben. Fortan kränkelte er, erblindete dann fast und starb, bis zuletzt mit der Vorbereitung zur Herausgabe seiner sämtlichen Werke beschäftigt, am 13. November des Jahres 1825.

Aber auch unter den Dresdener Freunden hielt der Tod reiche Ernte. Schon vor Jean Paul war Malsburg 1824 auf einem seiner hessischen Güter plötzlich an einem Nervenschlag verschieden; 1825 folgte ihm Graf Löben, nachdem er vergeblich bei seinem Freunde Justinus Kerner in Weinsberg Heilung gesucht hatte; 1826 starb Karl Maria von Weber in London, wohin er, schon krank, gegangen war, um seinen „Oberon“ aufzuführen; man hatte ihn früh todt in seinem Bette gefunden. Den Dresdener Bekannten, die ihn in Hinblick auf seinen leidenden Zustand vor der Reise gewarnt, hatte er entgegnet: „Das ist all gleich! Ob ich reise, ob ich nicht reise, bin ich in einem Jahre ein todtter Mann. Wenn ich aber reise, haben meine Kinder zu essen, wenn der Vater todt ist, während sie hungern, wenn ich bleibe.“ Viele Thränen wurden „dem geliebten Freunde, dem seltenen Menschen, dem großen Künstler“ nachgeweint.

Mehr aber als der Tod geliebter Genossen wirkten die Zeitereignisse auf die Zerstörung jenes unbefangenen, in künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen aufgehenden, durch heitere Geselligkeit verklärten Lebens. Es kamen die Jahre 1830 und 1831. Auf den Straßen Dresdens war Blut geflossen, und — Blut ist ein ganz besondrer Saft. Dazu näherte sich zum erstenmale das schreckliche Gespenst der Cholera den sächsischen Grenzen, und in Kreisen, in denen man nur einigermaßen in der frühern harmlosen Art verkehren wollte, mußte nicht allein die Politik, sondern auch die drohende Krankheitsgefahr ausdrücklich als Gegenstand der Unterhaltung ausgeschlossen werden. Und war man glücklich über eine solche Beschränkung übereingekommen, so wurden wohl die Männer aus der Gesellschaft zu den Waffen gerufen durch die Alarmentrommel der 1830 ins Leben gerufenen Communalgarde.

So war die Zeit, in welcher „der Menschheit ganzer Jammer“ vergessen schien, wenigstens in Dresden vergessen schien, verrauscht, auf immer verrauscht. In literarischen Dingen aber galten von jetzt an — Börne und Heine. Das „junge Deutschland“ erstand und zog politische und sociale Fragen in das Reich der Poesie.